

Charles
Lewinsky

Der Teufel
in der Weihnachtsnacht



Charles Lewinsky

Der Teufel in der Weihnachtsnacht

12.2008/V1.0

»Schicker Pyjama«, sagte der Teufel anerkennend. Der Papst schlug verwirrt die Augen auf und sah einen völlig fremden Mann an seinem Bett stehen, der sich mit dem fürsorglichen Lächeln eines Oberkellners über ihn beugte.

»Wer sind Sie?«

Eine Visitenkarte wuchs aus der überraschend behaarten Handfläche des Besuchers. »Teufel«, stellte er sich mit formvollendeter Verbeugung vor.

ISBN: 3 251 00378 X

Verlag: Haffmans

Erscheinungsjahr: 1997

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Buch

In einem roten Ferrari entführt der Teufel den Papst. Er und der Leser werden so zu einem lehrreichen Zug durch die Gemeinde gezwungen.

Autor

Charles Lewinsky, geboren 1946 in Zürich; Dramaturg, Regisseur; Autor zahlreicher TV-Shows; seit 1980 freier Autor; lebt in Zürich. Im Haffmans Verlag erschienen u.a.: *Mattscheibe* (Ein Fernseh-Roman, 1991) – *Schuster!* (Roman einer Talkshow, 1997; lieferbar unter dem Titel »Die Talkshow« als Goldmann-Taschenbuch) – *Casanova, Was ist Liebe?* (An- und Einsichten des Giacomo Casanova, Chevalier de Seingalt, ausgewählt und ins Deutsche gebracht von Charles Lewinsky, 1999).

Schwester Innocentia war schuld.

Aus ihrem deutschen Stammkloster schon vor langen Jahren nach Rom entsandt und bei aller Begeisterung für die Heilige Stadt immer noch von kulinarischem Heimweh geplagt, hatte sie eine Mischung aus Panettone und Dresdener Christstollen kreiert, die mehr magenbeschwerende Köstlichkeiten enthielt als der Kirchenkalender Heilige zählt. Und sie hatte, die Gewohnheiten und Schwächen ihres Dienstherrn wohl kennend, gestern abend einen verführerischen Teller davon auf seinem Kopfkissen, direkt unter dem Kruzifix platziert. Er hatte der Verführung nicht widerstehen können.

Der Papst rieb sich ächzend den Magen. Jedes Jahr nahm er sich vor, fit und rank in den berufsbedingten Weihnachtsstress zu gehen, und jedes Jahr kam ihm Schwester Innocentias Original Dresdener Christpanettone dazwischen. Er beschloß, ihr ein hübsch gerahmtes handgeschriebenes Vaterunser unter den Weihnachtsbaum zu legen, die Worte »... und führe uns nicht in Versuchung« rot unterstrichen. Er tastete nach dem Notizblock, der immer auf dem Nachttisch bereitlag, und faßte in einen Teller voller Puderzuckerreste und Mandelsplitter.

Der Gummizug seiner Pyjamahose spannte unangenehm über seinem von kandierten Früchten, Marzipan und Rosinen geblähten Bauch. Vielleicht hatte Schwester Innocentia doch recht mit ihrer Ansicht, ein Pyjama sei kein passendes Kleidungsstück für einen Papst. Sie versuchte schon seit Jahren, ihn zu langen weißen Nachthemden zu überreden. Aber die waren ihm immer den Hängerchen zu ähnlich gewesen, die er in der Öffentlichkeit tragen mußte.

Von einem Kirchturm schlug es drei. Eine zweite Glocke stimmte ein, eine dritte und eine vierte. Das ist das Unangenehme an einer Wohnung im Vatikan: wenn man hier wach im Bett liegt, wird man von allen Seiten daran erinnert, zu welcher unchristlicher Stunde man sich immer noch ruhelos von einer Seite auf die andere wälzt. »Unchristlich« darf ich in diesem Zusam-

menhang gar nicht denken«, dachte der Papst und schlummerte für zwei Minuten ein.

Diesmal waren es die Krümel, die ihn weckten. Durch irgendeine Perfidie in Schwester Innocentias Weihnachtsrezept waren sie besonders scharfkantig geraten, und ein paar von ihnen hatten sich, mit der sadistischen Treffsicherheit von Folterknechten, die einen urchristlichen Märtyrer seiner Heiligsprechung entgegenquälen, an besonders empfindlichen Stellen innerhalb des päpstlichen Pyjamas eingenistet. »Der Teufel soll sie holen!« murmelte der Papst und fiel in einen unruhigen Schlaf.

Der Teufel fuhr einen roten Ferrari. Feuerwehrrot ist die Lieblingsfarbe aller infernalischen Geschöpfe. Sie werden gern daran erinnert, daß sie über ein Feuer verfügen, das auch der modernste Spritzenwagen nicht löschen kann. Aber warum gerade ein Ferrari? Warum nicht? Auch der Papst ist ja meistens ein italienisches Modell.

Daß es sich um den Teufel handeln mußte, merkte man nur schon daran, daß er mit Vollgas durch die engsten römischen Straßen brettern konnte, ohne auch nur ein einziges Mal im Stau steckenzubleiben. An den Schweizergardisten war er vorbeigekurvt, bevor die auch nur daran denken konnten, das Posieren für die knipsenden Touristen einzustellen und ihre Hellebarden als Straßensperre einzusetzen. Mit satanischer Rücksichtslosigkeit stellte er den Wagen direkt neben dem Haupteingang auf dem Parkplatz ab, der eigentlich für den Kardinal-Staatssekretär reserviert war. Ein echter Teufel schreckt vor keinem Sakrileg zurück.

Man erkennt die Bewohner der Hölle schon lange nicht mehr an irgendwelchen Bocksfüßen, und es ist auch vergebliche Liebesmüh, in der Hose ihres Maßanzugs einen sorgfältig versteckten Ringelschwanz entdecken zu wollen. Das einzige Requisit, das sie nach moderner höllischer Etikette immer bei sich zu tragen verpflichtet sind, ist ein Aktenköfferchen. Teufel sehen aus wie Versicherungsvertreter. So verschieden sind die

beiden Berufsgattungen ja auch nicht: beide haben sich darauf spezialisiert, Policen für das Paradies auszustellen und das feurige Schwert ins Kleingedruckte wegzumogeln.

Der Teufel, der den Papst besuchen kam, teilte mit einem guten Versicherungsvertreter noch eine weitere Fähigkeit: die Gabe, sich chamäleonartig jeder Umgebung anzupassen und dadurch immer und überall so auszusehen, als ob er dazugehörte. Als er an den goldgerahmten Ölgemälden auf dem langen Flur vorbeiging, bekam sein Gesicht haarfeine Risse wie alter gesprungener Firnis, vor den schweren flandrischen Teppichen wurden seine Haare zu verblaßtem Flaum, und wenn sich eine der holzgeschnitzten Türen lautlos vor ihm öffnete, glänzte sein Teint wie vom Olivenöl, mit dem die kunstvollen Paneele seit Jahrhunderten poliert worden waren. Kurz: er wurde quasi – oder in seinem Fall vielleicht sogar tatsächlich – unsichtbar. Wer will das so genau wissen? Auf jeden Fall hielt ihn niemand auf, als er das Schlafzimmer des Papstes betrat. Seine Heiligkeit hatte in der letzten Nacht wirklich sehr schlecht geschlafen.

»Schicker Pyjama«, sagte der Teufel anerkennend.

Der Papst schlug verwirrt die Augen auf und sah einen völlig fremden Mann an seinem Bett stehen, der sich mit dem fürsorglichen Lächeln eines Oberkellners über ihn beugte. »Wer sind Sie?«

Eine Visitenkarte wuchs – zumindest sah es in den noch schlaftrunkenen Augen des Papstes so aus – aus der überraschend behaarten Handfläche des Besuchers. »Teufel«, stellte er sich mit einer formvollendeten Verbeugung vor.

Erschrocken tastete der Papst nach dem Kreuz an der Halskette, die er seit seinen Tagen auf dem Priesterseminar nie mehr abgelegt hatte. Aber sein Gast schüttelte nur leicht amüsiert den Kopf und sprach weiter: »Hieronymus Teufel. Altes schwäbisches Patriziergeschlecht. Selbstverständlich katholisch. Schon immer.«

»Wie ... wie kommen Sie hier herein?«

»Es hat mich niemand aufgehalten.« Moderne Teufel lügen nicht. Sie pflegen, wie medienbewußte Politiker, nur einen ökonomischen Umgang mit der Wahrheit. Es ist nicht ganz klar, wer die Technik von wem gelernt hat.

»Und was wollen Sie hier?«

Der Teufel setzte sich auf die Bettkante. Wenn jemand hereingekommen wäre, hätte er geschworen, hier betreue ein vertrauter Hausarzt einen alten Patienten. »Ich bin gekommen, um zu helfen«, sagte der Teufel.

»Mir?«

»Auch Ihnen. Allen guten Christen. Der ganzen Kirche.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Sehen Sie«, sagte der Teufel und saß plötzlich an dem Schreibtisch, an den sich außer dem Papst selber niemand, aber wirklich niemand setzen durfte, »sehen Sie, Eure Heiligkeit, mit den Finanzen der Kirche ist es nicht zum besten bestellt. Ich habe hier den Abschluß des letzten Jahres ...« Mit der betont nonchalanten Geste eines Zauberers, der einem leeren Zylinder einen riesigen Blumenstrauß entnimmt, holte er einen Packen Computerausdrucke aus der Luft und ließ sie, sich entfaltend, bis auf den Boden flattern – »... und wenn man sich die Zahlen so ansieht, dann muß man feststellen: als Privatunternehmen müßte der Heilige Stuhl schon bald einmal daran denken, die ersten Mitarbeiter zu entlassen.« Über den Rand einer schmalen Brille hinwegguckend wies er auf eine Zeile und schnalzte mißbilligend mit der Zunge. »Wirklich sehr bedenkliche Zahlen.«

»Woher ...?« setzte der Papst an, aber sein Besucher – auch das hatte er mit einem Versicherungsvertreter oder einem Politiker gemeinsam – ließ ihn gar nicht zu Worte kommen. »Fusionieren wäre natürlich eine Möglichkeit«, fuhr er nachdenklich fort. »Einen Partner mit ähnlicher Produktpalette suchen und dann die Synergien nutzen. Die Mitarbeiterzahl verkleinern und unnötige Produktionsstätten abstoßen.«

»Was für Produktionsstätten?«

»Ich denke an all die vielen Orte, wo eine katholische neben einer evangelischen Kirche steht, und beide sind in der gegenwärtigen Marktsituation nicht ausgelastet. Und das trotz oft besserer Citylagen. Wenn sich dieser brachliegende Immobilienbestand aktivieren ließe ...«

»Aktivieren?« Der Papst glich in diesem Moment sehr dem Tiziangemälde über seinem Schreibtisch. Es zeigte den heiligen Antonius von Padua beim Abwehren einer Versuchung. »Wollen Sie damit sagen: Wir sollen Kirchen verkaufen??«

»Aber nicht doch!« beruhigte ihn sein Besucher.

»Gottseidank!«

Der Besucher zuckte zusammen. Irgend etwas an diesem Wort schien ihm nicht gut zu bekommen. »Ich würde vorschlagen: Leasing«, fuhr er fort. »Die Gebäude für neunundneunzig Jahre verpachten oder so. Als Disco oder Supermarkt.«

»Das kommt überhaupt nicht in Frage!« sagte der Papst mit seiner donnerndsten Ex-Cathedra-Stimme. Sein Gegenüber schien dadurch nicht beeindruckt.

»Genau die Reaktion, die ich erwartet habe«, antwortete der Teufel. »Ich wollte Ihnen ja auch nur die ganze Bandbreite der Möglichkeiten deutlich machen, die ein modernes Marketingkonzept auch für Ihr Unternehmen zu bieten hat. Aber wahrscheinlich haben Sie recht. Man sollte sich bei Kooperationen nicht allzuweit vom angestammten Produktmix entfernen. Das ist nicht gut für die Kundenbindung. Wenn sich allerdings eine verwandte Branche finden ließe, die ...« Er kratzte sich nachdenklich mit einem gepflegten Fingernagel an der Stirne. Einen Moment lang sah es unwahrscheinlicher Weise so aus, als ob dabei Funken sprühten. Dann schien der Teufel einen Einfall zu haben. »Wissen Sie was«, sagte er, »warum begleiten Sie mich nicht einfach auf einen kleinen Ausflug? Ich möchte Ihnen gerne etwas zeigen.«

»Unmöglich«, protestierte der Papst. »Ich kann doch jetzt nicht weg! Es ist Weihnachten, und da werde ich hier dringend gebraucht!«

Aber der Teufel, wie die Weltgeschichte lehrt, ist ein meisterhafter Überzeuger, und so saß der Papst plötzlich mit in dem roten Ferrari und sie flogen – Wie kam's? Wie ging's? – hoch über die Dächer von Rom hinaus. Der Teufel bediente mit zwei Fingern – Waren es Finger? Waren es Krallen? – das Lenkrad und wies mit der andern Hand auf die zahllosen Kirchtürme, die das Stadtbild sprenkelten. »Totes Kapital«, sagte er vorwurfsvoll und nahm einer Taube die Vorfahrt, »nichts als totes Kapital.«

»Wo fliegen wir denn hin?«

»Zu einer Premiere.« In einer scharfen Linkskurve (Teufel bevorzugten Linkskurven) bog er in eine Wolke ein, und als sie wieder daraus auftauchten, trug der Papst statt seines Pyjamas einen schneeweißen Smoking mit einer purpurfarbenen Rose am Revers. Zu seiner Überraschung war er davon überhaupt nicht überrascht. »Das Theater«, dozierte der Teufel, während er dem Kapitän eines Jumbojets mit einem gewagten Überholmanöver einen höllischen Schrecken einjagte, »das Showbusiness ganz allgemein war doch schon immer eine verwandte Branche. Die große Show damals am Sinai – bis heute unübertroffen! Natürlich darf sich eine Firma mit dem Renommée der Ihren nicht auf zweitklassige Partner einlassen. Die besten sind gerade gut genug. Und ich habe die besten an der Hand. Sie werden sehen.« Der Teufel lächelte selbstgefällig und setzte zum Sturzflug an.

Das alte Zentrum von Paris war weiträumig abgesperrt. Berittene Gardisten mit glänzenden Helmen hielten den Weg frei für die Limousinen, die sich aus allen Himmelsrichtungen den Weg zur Kathedrale bahnten. Atemlose Klatschreporter feierten Schnellsprechorgien beim Aufzählen der internationalen Prominenz. Lady Di stieg, eine Menge Bein zeigend, aus einem Rolls Royce, und Arnold Schwarzenegger betonte in österreichischem Amerikanisch vor einem Mikrofon nach dem andern, daß Kultur für ihn schon immer das Wichtigste auf der Welt gewesen sei. Michael Jackson kam allein, Barbra Streisand am Arm von Kardinal Lustiger.

Und überall in Paris hingen die Plakate: »Andrew Lloyd Webber proudly presents ›DER GLÖCKNER VON NOTRE DAME‹ zum ersten Mal am Originalschauplatz.«

»Die Möglichkeiten sind unerschöpflich«, erklärte der Teufel stolz. »Nur schon der kirchliche Anteil an den Merchandising-Produkten deckt das Defizit einer mittleren Diözese. Wir rechnen damit, daß allein der Verkauf an Gummibuckeln ...«

»Gummi ... was?«

»Das perfekte Souvenir. Ein Rucksack in der Form eines Buckels. Damit sich jeder Besucher der Vorstellung selber als Glöckner von Notre Dame fühlen kann. Ja, USC denkt an alles.«

»Wer oder was ist USC?«

»Unser Kooperationspartner bei diesem Projekt. Die Firma von Andrew Lloyd Webber. USC steht für ›Really Useful Company‹. Eigentlich schade, daß der Name schon vergeben ist«, fügte der Teufel nachdenklich hinzu. »Die ›Wirklich Nützliche Gesellschaft‹ klingt irgendwie viel fetziger als einfach nur ›Katholische Kirche‹.«

»Wir sollen in Notre Dame Buckel als Souvenir verkaufen?«

»Nicht nur Buckel natürlich. Auch T-Shirts und Aschenbecher und CDs und Schlüsselanhänger und ...«

Der Papst unterbrach ihn wütend. »Kennen Sie die Geschichte, wie der Herr die Händler und Wechsler aus dem Tempel jagte?«

»Nein«, sagte der Teufel, »kenne ich nicht. Klingt aber gut. Meinen Sie, daß das vielleicht ein Stoff für eine Nachfolgeproduktion sein könnte?«

Bevor der Papst antworten konnte, war ein Fernsehreporter an die beiden herangetreten. »Für die jüngeren Zuschauer, die ihn vielleicht nicht mehr kennen«, lächelte er in die Kamera, »der freundliche alte Herr, der hier direkt hinter den ›Spice Girls‹ mit ihren originellen bauchfreien Kostümen über den roten Teppich schreitet, ist der Papst. Er ist – genau wie Ursula Andress – eigens zu diesem gesellschaftlichen Anlaß aus Rom eingeflogen. Herr Papst, Sie sind hier ja gewissermaßen der Hausherr. Was

sagen Sie dazu, daß man dieses Jahr in Notre Dame das Weihnachtsfest nicht mit der traditionellen Mitternachtsmesse begeht, sondern mit der Premiere eines neuen Musicals?»

»Ich finde es furchtbar«, wollte der Papst sagen, »und ich werde es nicht zulassen. Nicht in Notre Dame, nicht im Kölner Dom und überhaupt nirgends. Wir werden nicht fusionieren und nicht kooperieren und keine Gummibuckel mit Notre Dame-Schriftzug verhökern!«

All das wollte er sagen. Aber auf unerklärliche Weise war der rote Teppich plötzlich wieder zu einem roten Ferrari geworden, das Gewitter der Blitzlichter zu einem Wetterleuchten in weiter Ferne, und neben ihm saß der Teufel, der mit Vollgas zwischen zwei Schäfchenwolken durchsteuerte und kopfschüttelnd sagte: »Wirklich sehr schade. Nur schon das Lied des Glöckners hätte Ihnen Hunderte von Kircheneintritten gebracht. Die Melodie war schon bei Puccini ein Hit. Und die Zeile ist doch einfach toll: ›I may stumble, I may lurch, but I love to go to church.«

Der Teufel drückte das Gaspedal bis zum Anschlag durch, und sie versanken in einem Wolkengebirge. Die wogenden Hügel stürzten von allen Seiten auf den Papst ein und wurden zu einem riesigen Sack, jawohl, zu genau so einem Sack, wie ihn der Nikolaus immer bei sich trägt, ein brauner Jutesack, prall gefüllt mit kandierten Früchten und Mandelsplintern und Marzipan und all den anderen Zutaten, aus denen Schwester Innocentia ihre tonnenschwere Weihnachtsspezialität zusammenzurühren pflegte. Und dann war der Sack plötzlich ein Federbett, unter das der Papst mit dem Kopf geraten war, und er zappelte und prustete und strampelte und hatte sich endlich, endlich von dem Albdruk befreit. Er schlug die Augen auf, und ...

»Schön, daß Sie wieder da sind«, sagte der Teufel, der sich gerade eine Zigarette anzündete, ohne dafür einen Anzünder zu brauchen. »Wir werden schon erwartet.«

»Erwartet? Wo?»

»Nicht weit. Nur einen Mausklick von hier entfernt.« Der

Teufel hatte statt der Gangschaltung plötzlich eine Maus in der Hand, ein graues, nein, gräuliches Ungeheuer mit rotglühenden Augen, die den Papst hämisch anzugrinsen schienen.

»Apage, Satanas!« flüsterte der ganz automatisch, aber der Teufel und seine Maus schüttelten nur synchron die Köpfe.

»Damit hat man vielleicht im Mittelalter was erreicht«, sagte der Teufel fast mitleidig – oder war es die ebenso spitzzahnige Maus, die da sprach? –, »aber doch nicht mehr heute im Zeitalter der Elektronik.« Er drückte auf die Maus, die Maus piepste, und schon bog der Ferrari von der Milchstraße ab und fädelte auf der Datenautobahn zwischen mit Lichtgeschwindigkeit dahinrasenden Bytes wieder ein. Teufel haben immer Vorfahrt.

Der Papst – und wieder wunderte er sich, daß er sich darüber nicht wunderte – trug jetzt einen weißen Overall und einen gleichfarbenen Schutzhelm. Überhaupt waren alle Leute in dem Labor, vor dem der teuflische Ferrari ihn ausgeladen hatte, so gekleidet. Sogar die Maus trug einen Overall, und sah darin so disneyhaft niedlich aus, daß der Papst vor Schreck fast aufgewacht wäre.

In der Mitte des Raumes, der für die mit solchen Dingen unvertrauten Augen des Pontifex Maximus aussah wie eine Mischung aus Baustelle und Operationssaal, war eine Fläche mit roten Samtkordeln abgetrennt. Von Scheinwerfern angeleuchtet stand dort auf einem kleinen Podest ein mit einem weißen Tuch abgedecktes Etwas. »Eine Statue, die ich enthüllen soll«, dachte der Papst und fühlte sich gleich wohler. Auf seinen Weltreisen hatte er schon an vielen solchen Enthüllungen teilgenommen. Meistens hatte es sich dabei allerdings um Gedenktafeln gehandelt, deren einziger Zweck darin bestand, der Tatsache zu gedenken, daß sie vom Papst persönlich enthüllt worden waren.

»Ich habe hier eine Statistik«, sagte der Teufel, und wieder ließ er einen langen Computerausdruck wie eine Prozessionsfahne durch den Raum flattern, »über die Personalprobleme der Kirche. Danach ist der Nachwuchsmangel im Priesterberuf ein

drängendes und bisher völlig ungelöstes Problem. Ich freue mich, Ihnen eine Lösung anbieten zu können, die diese Schwierigkeit mit einem Schlag aus der Welt schafft. Sie müssen sich nur zu einer mutigen Entscheidung durchringen, und schon ...«

»Nein!« unterbrach ihn der Papst, denn in diesem Punkt hatte er auch in den tiefsten Tiefen eines christpanettonebedingten Albtraums keine Zweifel, »das Zölibat bleibt! Priester müssen enthaltsam leben!«

Das allgemeine Schweigen, das auf diesen Satz folgte, wurde durch ein leises, schrilles Piepsen gestört. Es klang fast wie ein Kichern. Aus irgendeinem Grunde schien sich die Maus gewaltig zu amüsieren.

»Ich spreche nicht vom Zölibat«, sagte der Teufel schnell und schleuderte die Maus mit einem gezielten Tritt in den weit aufgerissenen Schlund eines Aktenvernichters. Ein leises Surren, und sie war verschwunden. »Ich spreche vom Ersatz von Manpower durch High Tech. Ich präsentiere Ihnen hier ...« – ein Fingerschnipsen rief aus dem Nichts eine Fanfare ab – »ich präsentiere Ihnen hier ›Absolvo 2000‹, den Beichtstuhl der neuen Generation!«

Wie eine riesige weiße Taube flatterte das Tuch in die Höhe und verschwand in der Unendlichkeit. Darunter kam nicht, wie der Papst erwartet hatte, eine Statue zum Vorschein, sondern eine Art Verkaufsautomat mit Bildschirm, Kopfhöreranschluß und jeder Menge blinkender Tasten. »Ich hör dir zu«, sagte eine tiefe, in überirdischen Bässen vibrierende Stimme, und wiederholte immer wieder: »Ich hör dir zu ... Ich hör dir zu ... Ich hör dir zu ...«

»Wir haben für ›Absolvo 2000‹ die Stimme von Heino lizenzieren können«, erklärte der Teufel stolz. »Was ›MacDonalds‹ recht ist, kann der Kirche nur billig sein. Gerade weil unser Gerät keine Brust im eigentlichen Sinne hat, schien uns der Brustton der Überzeugung um so wichtiger. Wir haben Heino übrigens kostenlos bekommen«, fügte er triumphierend hinzu, und

grinste dabei so teuflisch, daß der Papst zum ersten Mal wirklich verstand, warum der Stolz eine Todsünde ist. »Ein kleiner Hinweis auf eine Privathölle, in der bis in alle Ewigkeit immer nur ›Blau, blau, blau blüht der Enzian‹ läuft, hat vollkommen genügt.«

»Was ist das für eine Maschine?«

»Der erste vollautomatische elektronische Beichtstuhl. Auf allen wichtigen Planeten zum Patent angemeldet. Wenn Sie ihn vielleicht einmal ausprobieren wollen?«

»Nein«, sagte der Papst streng und sah, abgesehen von seinem Overall, ganz so aus wie ein wütender Moses kurz vor dem Zertrümmern der Gesetzestafeln. »Ich will ihn nicht ausprobieren!«

»Aber ›Absolvo 2000‹ hat serienmäßig einen stufenlos regelbaren Filter für läßliche Sünden ...«

Der Papst schüttelte den Kopf.

»Einen selbstreinigenden Absolutionsdispenser ...«

Der Papst verschränkte die Arme.

»Und er ist ortsunabhängig! Zum ersten Mal kann nicht mehr nur in der Kirche gebeichtet werden, sondern überall. Am Bahnhof. Im Parkhaus. Im Supermarkt.«

Der Papst wandte sich ab.

»Dem kann man es aber auch wirklich nicht recht machen«, murmelte der Teufel vor sich hin und folgte ihm zum Auto.

Heinos Stimme, fast ein bißchen beleidigt, wiederholte in der Ferne verklingend: »Ich hör dir zu ... Ich hör dir zu ... Ich hör dir zu ... Ich hör dir ...« Dann war der Ferrari auch schon wieder unterwegs.

»Sie machen es einem wirklich nicht leicht«, schimpfte der Teufel und legte mit spitzen Fingern den elften Gang ein. (Höllische Ferraris haben sehr viel mehr Gänge als irdische. Der Straßenzustand in der Unterwelt ist nicht immer der beste.) »Ich höre ihn da oben schon kichern, weil er hofft, ich würde meine Wette mal wieder verlieren.«

»Welche Wette?«

»Immer die gleiche. Manchmal geht es um Hiob, manchmal um Faust, und heute geht es eben um Sie.«

»Um meine Seele, meinen Sie?«

»Keine Fangfragen! Wir wetten eben gerne. Irgendwie muß man sich ja die Zeit vertreiben. Haben Sie sich schon mal überlegt, wie langweilig es einem werden kann, wenn man die ganze Ewigkeit hinter sich und noch einmal die ganze Ewigkeit vor sich hat? Es wird uns beiden manchmal so unbeschreiblich fad, mir und dem da oben.«

Der Papst kannte aus den Legendenbüchern viele Heilige, die nach langem Fasten einen Blick in eine andere Welt getan hatten. Aber daß die umgekehrte Methode genauso funktionierte, daß man nicht nur mit leerem Magen, sondern auch nach dem Genuß einer übermäßigen Menge weihnachtlicher Süßigkeiten zu völlig neuen theologischen Erkenntnissen gelangen konnte, das war ihm neu. »Sie meinen«, fragte er mit zitternder Stimme, »Sie meinen: Gott langweilt sich?«

Der Teufel zuckte zusammen wie unter einem plötzlichen Migräneanfall. »Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie den Namen nicht erwähnen würden.«

»Entschuldigung«, sagte der Papst.

»Schon gut. Natürlich langweilt sich der da oben. Immer nur allwissend sein und ab und zu mal eine neue Welt erschaffen, das füllt den Tag ja auch nicht aus.«

»Und dann wettet er mit Ihnen?«

»Nicht nur mit mir. Manchmal auch mit einem seiner Engel. Aber die lassen ihn ja immer gewinnen, diese rückgratlosen Speichellecker.«

»Waren Sie nicht selber einmal ein Engel?«

Der Teufel verschluckte sich und mußte erst ein ganzes Weilchen Feuer in sein Taschentuch spucken, bevor er weiterreden konnte. »Meine Biographie ist meine Privatsache«, sagte er dann würdevoll.

»Entschuldigung.« Es fiel dem Papst gar nicht auf, daß er sich

jetzt schon das zweite Mal bei Satan entschuldigte. »Haben Sie denn schon einmal eine Wette gegen ... ich meine: gegen den da oben gewonnen?«

»Ich gewinne dauernd. Er findet nur immer einen Trick, um den Gewinn dann doch selber einzustreichen.«

»Sie wollen doch nicht etwa behaupten, daß Gott ... Entschuldigung ... daß der da oben mogelt?«

»Aber nein!«

»Das will ich auch hoffen.«

»Er geht immer streng nach den Regeln vor. Aber schließlich ist er es, der die Regeln bestimmt.« Ein Schauer blinkender Sternschnuppen hüllte den Wagen ein. »Sehen Sie«, sagte der Teufel vorwurfsvoll, »jetzt lacht er mich auch noch aus.«

Dann fielen sie. Senkrecht in die Tiefe tauchte der Ferrari, quer durch die Harfenprobe eines Engelorchesters, haarscharf vorbei an den Rentieren vor dem Schlitten des Weihnachtsmanns, immer tiefer hinab, durch Wolkengebirge und Schwärme auseinanderstiebender Vögel, tiefer und tiefer, auf Gebirge zu, die sich ihnen entgegenreckten wie Krallen, durch Gletscherspalten und Schluchten, und immer weiter fielen sie, rasten auf Städte zu, auf Häuser, auf Dächer. Der Papst fragte sich schon, ob der Sturz wohl erst in der Hölle enden würde, und der Teufel, der einen auch hört, wenn man gar nichts gesagt hat, antwortete bedrohlich beruhigend: »Nicht direkt in der Hölle, aber so ähnlich. Ich habe für die Menschen etwas noch Besseres erfunden.«

Auf eine riesige Schüssel aus Metall stürzten sie zu, fielen durch sie hindurch, rasten rüttelnd und schüttelnd durch ein Labyrinth aus Röhren und Kabeln und Leitungen, es wurde dunkel um sie herum, ein von tanzenden Lichtblitzen vibrierendes Schwarz, und dann wurde ein leuchtendes Rechteck größer und immer größer, sie sausten auf einen Bildschirm zu, durch ihn hindurch – und eine professionell freundliche weibliche Stimme sagte: »Und jetzt begrüßen Sie bitte mit mir einen weiteren Gast in unserer Talkrunde: den Papst persönlich!«

Applaus brandete auf und schwappte wie eine Welle über den Papst hinweg. Er saß in einem Designersessel, an dessen Seitenlehnen er sich mit beiden Händen festklammern mußte, um nicht in den Tiefen des fotogenen Modells zu versinken, vier Objektive waren auf ihn gerichtet wie die riesigen Augen mythologischer Tiere, und die Stimme, deren Besitzerin er von Scheinwerfern geblendet immer noch nicht hatte eruieren können, wollte von ihm wissen: »Was halten Sie von der neuen Frühjahrsmode?«

»Wie bitte?«

»Wer ist Ihr ganz persönlicher Favorit in dem Kampf, der in diesem Jahr auf den Lautstegen tobt?«

»Was für ein Kampf?«

»Auf der einen Seite schwingende, glockenförmige Röcke, und auf der anderen Seite diese hautengen Kreationen, die die Weiblichkeit so aufregend betonen.«

»Ich verstehe nichts von Kleidern«, sagte der Papst.

»Deshalb haben wir Sie ja eingeladen. Wer könnte den Streit der Experten besser entscheiden, als ein Mann, der bei diesem Thema gewissermaßen beruflich zur Neutralität verpflichtet ist? Wir freuen uns ganz besonders ...«

»Ich gehöre nicht hierher!«

Aber die unerbittlich freundliche Stimme war keine von jenen, die sich gerne unterbrechen lassen. »Wir freuen uns ganz besonders«, fuhr sie fort, »daß wir Ihnen, liebe Zuschauer, in unserem diesjährigen bunten Weihnachtsprogramm nicht nur Günther Strack und Claudia Schiffer, sondern als erste Talkshow überhaupt den Papst präsentieren dürfen. Live bei uns! Was der Heilige Vater zum Thema Mode, zur Zukunft von Lady Di und zum Schutz der Delphine zu sagen hat, das erfahren Sie gleich nach dieser kurzen Unterbrechung. Bleiben Sie dran, ich zähl auf Sie!«

Ein neuer Brecher aus Applaus und Getrampel schlug über dem Papst zusammen, eine fremde Frau tupfte ihm das Gesicht

mit Puder ab, und der Teufel flüsterte ihm vorwurfsvoll ins Ohr:
»Sie müssen lockerer sein, viel lockerer!«

»Aber ...«

»Ab und zu ein kleines Scherzchen machen. Eine Anekdote erzählen. Vielleicht die Geschichte von Daniel in der Löwengrube. Tiere kommen immer gut an.«

»Wo bin ich hier?«

»Die erfolgreichste Talkshow des deutschen Fernsehens. Manche Leute würden ihre Seele verkaufen, um hier sitzen zu dürfen. War nur ein Scherz.«

»Ich kann doch als Nachfolger Petri nicht in einer solchen Sendung ...«

»Denken Sie an die Demographie! Talkshows werden erfahrungsgemäß gerade von Hausfrauen besonders gerne gesehen. Und das ist doch Ihr Stammpublikum.«

»Keiner meiner Vorgänger hat jemals ...«

»Keiner Ihrer Vorgänger hatte die Möglichkeit dazu. Hier tut sich ein völlig neues Feld für Sie auf. Unbeschränkte Entwicklungsmöglichkeiten! Stellen Sie sich zum Beispiel vor: eine tägliche Talkshow auf Radio Vatikan. Vom Papst persönlich präsentiert! Ich hab auch schon einen schlagkräftigen Titel dafür:
»Der Heilige Stuhl.««

»Ich werde niemals zulassen ...« setzte der Papst an, aber da ertönte aus einem Lautsprecher die Durchsage »Noch zehn Sekunden, noch fünf, vier, drei, zwei, eins«, eine neue Applauswoge ließ ihn vergessen, was er hatte sagen wollen, und die gnadenlos freundliche Stimme, deren Ursprung er immer noch nicht zu Gesicht bekommen hatte, verkündete: »Bevor ich unserem heutigen Stargast, dem Papst, einige intime Fragen stelle, möchte ich Ihnen zeigen, wie man es auch im Vatikan versteht, mit der Zeit zu gehen. Bühne frei für unsere kleine Modeschau!«

Und dann trippelten sie herein, die Nonnen und Mönche, in Kutten aus Mohair und Hauben aus Alcantara. Ihre Sandalen hatten sie mit Pfennigabsätzen versehen und statt des Büßer-

stricks nietenbesetzte Gürtel umgeschnallt. In durchbrochenen Leggings und schwarzledernen Miniskirts stöckelten sie über den Laufsteg, mit den schwesterlichen Hüften schwingend, mit den brüderlichen Hintern wackelnd, und was das allerschlimmste war: auch Schwester Innocentia war dabei, seine Schwester Innocentia! Sie hatte sich die Lippen rot geschminkt und den kleinen Schnurrbart entfernen lassen, sie blinzelte unter künstlichen Wimpern hervor ins Publikum, sie warf Kußhände und Kuchenstücke in die Menge, und der Papst schrie auf und wollte sich aus seinem Designersessel heraustrampeln, aber der hatte sich in ein Federbett verwandelt, ein Federbett, das seltsamerweise nach Marzipan und Bittermandeln duftete, und als der Papst es endlich, endlich geschafft hatte, sich zu befreien, da stand schon wieder der Teufel vor seinem Bett, hatte eine Fernbedienung in der Hand und sagte: »Ist nicht weiter schlimm, wenn Ihnen das nicht gefällt. Das Fernsehen bietet noch ganz andere Möglichkeiten.«

Der kleine Altar mit dem Madonnenporträt, das, wie ihm der Kurator der vatikanischen Museen glaubhaft versichert hatte, mit großer Wahrscheinlichkeit von Michelangelo persönlich stammte, war verschwunden. Die kostbare Bibelausgabe mit ihren handschriftlichen Randnotizen, die, da waren sich die Experten fast einig, die Handschrift des heiligen Ignatius von Loyola aufwiesen, lag nicht mehr da. Auf dem antiken Spitzentuch, dem Geschenk einer belgischen Pilgergruppe, stand jetzt etwas ganz anderes: ein Fernsehapparat. Und über dessen Bildschirm flimmerte ein Werbespot.

Eine Frau, deren Gesicht tiefste Konzentration auf eine schwierige Aufgabe ausdrückte, schob einen Einkaufswagen vor sich her. Die unendlich langen, vom Boden bis zur Decke mit Waschmittelpaketen der verschiedensten Hersteller gefüllten Regale, die links und rechts ihren Weg säumten, schienen sich bis in die Ewigkeit fortzusetzen. Die Frau griff hier nach einer Packung, nahm dort einen Weichspüler heraus, und stellte die

Produkte jedesmal wieder kopfschüttelnd und seufzend an ihren Platz zurück. Sie verglich Megaperls mit Superkonzentrat, wog Farbverstärker gegen Weichmacherwirkstoffe ab, prüfte, überlegte, zögerte. Ihre Haare zeigten schon die ersten grauen Strähnen und ihr Gesicht die ersten Falten, aber noch immer konnte sie sich nicht entscheiden. Immer kleiner wurde ihre Figur zwischen den immer länger werdenden Regalen, fast war sie schon in der Unschärfe verschwunden. Da kam eine Stimme aus dem Off, und, wahrlich, die Stimme sprach: »Für Ihre Wäsche ist Ihnen nur das Beste gut genug. Und wie steht es mit Ihrer Seele? Wenn Sie auch hier auf blütenweiße Sauberkeit Wert legen, dann sollten Sie mit uns reden. Eine katholische Kirche finden Sie auch ganz in Ihrer Nähe.«

»Na?« sagte der Teufel erwartungsvoll. »Da hat sich meine hauseigene Werbeagentur doch wirklich Mühe gegeben. Jaja, wer kann, der Cannes. Kleiner Branchenscherz. Ich verfüge natürlich auch über die besten Leute. Aus irgendeinem Grunde landen die Werber alle bei mir. Aber Sie sagen ja gar nichts, Herr Papst.«

Dem Papst hatte es die Sprache verschlagen. Auf seinem Bett sitzend, mitten zwischen Krümeln und kleinen Stückchen von kandierten Früchten, konnte er nur stöhnend den Kopf schütteln und abwehrende Bewegungen machen. Der Teufel schien ihn trotzdem zu verstehen.

»Sie sind von diesem Vorschlag noch nicht hundertprozentig überzeugt? Sie haben noch Zweifel? Überhaupt kein Problem. Meine Agentur legt größten Wert auf zufriedene Kunden. Deshalb haben wir auch von Anfang an mehrere Varianten ausgearbeitet.« Er drückte auf die Fernbedienung und der nächste Werbespot lief an.

Zu einer Pop-Version von Händels ›Halleluja‹ (interpretiert von der Kelly Family) fuhr ein Auto durch eine wunderschöne Landschaft. Am Steuer saß ein glücklicher Vater, neben ihm eine glückliche Mutter, und auf dem Rücksitz strahlten sich

zwei noch viel glücklichere Kinder in geschwisterlicher Liebe an. Unter schattige Baumkronen führte sie ihr Weg, über male-
rische Brücken und romantische Waldwege, vorbei an majestäti-
schen Gipfeln und wieder zurück ans tiefblaue Meer, und immer
schien die Sonne, die Vögel zwitscherten, und die Kelly Family
jubilierte. Und schließlich sagte der glückliche Vater zur glück-
lichen Mutter: »Ist es nicht herrlich, in Urlaub zu fahren?« Da
hörte die Sonne auf zu scheinen, die Vögel zu zwitschern und
die Kellys zu jubelieren, und ein Schrittzug sprang ins Bild, auf
dem stand: »Diese Familie fährt gar nicht in den Urlaub. Sie
fährt zur Hölle. Denn sie hat vor der Abreise das Wichtigste
vergessen: Beten.«

»Na?« fragte der Teufel wieder. »In aller Bescheidenheit: Ist
das nicht ein Hammer? Pre-Tests mit einem repräsentativen Pa-
nel von Familien haben ergeben, daß bereits nach einmaligem
Ansehen dieses Spots die Betfrequenz signifikant ansteigt.
Wenn wir dann mit einer zweiten Kampagne nachpowern, die
den Leuten einhämmert, daß die Wirksamkeit von Gebeten sich
bei der Benutzung von katholischen Kirchen verdoppelt ...
Wollten Sie etwas sagen, Herr Papst?«

Der Papst wollte. Aber er brachte keinen Ton heraus. Es war,
als ob ein dicker Klumpen von Schwester Innocentias Christ-
pannetone in seinem Hals festsäße und ihn am Reden hinderte.
Der Teufel nickte verständnisvoll.

»Ich sehe schon, auch damit haben wir Ihren Geschmack noch
nicht hundertprozentig getroffen. Sie sind wirklich kein einfa-
cher Kunde. Aber es geht ja auch um einen Account, den ich be-
sonders gern vertreten möchte. Ganz, ganz besonders gerne. Ich
mache Ihnen noch einen andern Vorschlag.« Wieder betätigte er
die Fernbedienung.

Zu moderner Musik (wenn ihm diese Dinge ein bißchen ver-
trauter gewesen wären, hätte der Papst hinter den Hip-Hop-
Rhythmen vielleicht ›Sympathy For The Devil‹ erkannt) unter-
hielten sich zwei männliche Teenager über die traurige

Tatsache, daß sie wegen der Pickel in ihren Gesichtern bei den Mädchen einfach nicht landen konnten.

»Dabei wasche ich mein Gesicht doch jeden Tag mit Seife«, jammerte der eine.

»Und ich probiere eine Aknecrème nach der anderen aus«, klagte der andere, »und trotzdem ...« Kleine gemalte Pfeile und ein blubberndes Geräusch unterstrichen die Tatsache, daß gerade wieder ein neuer Eiterherd auf seiner Stirne erblüht war.

Ein dritter Teenager kam dazu, fröhlich, sympathisch und ganz offensichtlich von kosmetischen Problemen total unbelastet. »Ich bin meine Akne losgeworden«, sagte er strahlend, »und zwar ein für allemal.«

»Wie hast du denn das gemacht? Mit Seife?«

»Nein.«

»Mit Crème?«

»Nein.«

»Wie denn dann?«

»Ich habe den Tip ausprobiert, den mir mein Pfarrer gegeben hat: Weihwasser!« Die Arme um die Schultern seiner Freunde gelegt, führte er sie dem Licht und, wie man nach den jubelnden Akkorden auf dem Soundtrack annehmen durfte, der Erlösung entgegen.

»Na?« fragte der Teufel zum dritten Mal. »Ist das gut oder ist das gut? Und das tollste an dem Konzept: Das Vertriebsnetz für das Produkt existiert schon fix und fertig! Wir müssen nur diese unhygienischen offenen Becken durch Verkaufsautomaten ersetzen. Und eine neue Verpackung muß natürlich her. Irgend etwas, das Lebensfreude, Bibelfestigkeit und Hygiene zugleich ausstrahlt. Und dann bringen wir regelmäßig Spezialprodukte auf den Markt. Weihwasser ›Lourdes‹ zum Beispiel, mit dem Wirkungsfaktor Plus für hartnäckige Fälle. Haben Sie sich das Kreuz als Markenzeichen eigentlich schon eintragen lassen?«

»Nein«, schrie der Papst, der endlich seine Stimme wiedergefunden hatte. »Nein, nein und nochmals nein!«

»Eine schwere Unterlassungssünde, wenn ich mir den Ausdruck in Ihrer Gegenwart erlauben darf. Aber ich habe schon mal vorsorglich eine Liste der dringend zu schützenden Begriffe aufgestellt.« Wieder flatterte ein Computerausdruck durch den Raum.

»Nein! Ich will davon nichts hören! Kein Wort will ich mehr hören! Ich wache jetzt auf! Sie haben Ihre Wette verloren! Ein für allemal verloren!«

Vor dem Fenster erhellte ein Wetterleuchten die Nacht wie himmlisches Gelächter. Der Teufel zuckte zusammen. Plötzlich sah er überhaupt nicht mehr aus wie der dienstefrige Chef einer Werbeagentur. Hörner wuchsen aus seiner Stirne, Feuer schoß aus seinen Nüstern und ein borstiger Schwanz sprengte den Hosenboden seines Hugo-Boss-Anzugs. »Das Spiel ist noch nicht zu Ende!« hörte der Papst ihn von allen Seiten gleichzeitig kichern, und dann sah er gerade noch, wie die Fernbedienung auf ihn gerichtet wurde und schweflige Blitze aus ihr heraus-schossen, er fühlte, wie er von tausend Händen gepackt und in die Luft gewirbelt wurde, und dann schwebte er im Nichts, im schwarzen, höllischen, absoluten Nichts, und zwei Lichter rasten auf ihn zu wie ein doppelter Stern von Bethlehem, sie wurden größer und größer, und dann waren sie die Scheinwerfer des Ferraris, und der Teufel, in einer diskret grauen Chauffeursuniform riß den Schlag vor ihm auf und fragte höflich: »Wollen Sie nicht einsteigen? Es tut mir wirklich leid, daß ich vorhin so ausgerastet bin.«

Diesmal fuhr der Teufel ganz langsam. Er respektierte Geschwindigkeitsbeschränkungen, hielt vor Stoppschildern an und bremste sogar einmal, als ein kleines Kind über die Straße rannte. Überhaupt machte er plötzlich einen sehr undämonischen, geradezu niedergeschlagenen Eindruck. Einmal, aber da war der Papst nicht ganz sicher, ob er es auch richtig gesehen hatte, wischte er sich sogar eine Träne aus dem Augenwinkel.

»Ich bringe Sie in den Vatikan zurück«, war das erste, was er

nach langem Schweigen sagte. »Bis in Ihr Schlafzimmer, wenn Sie wollen. Obwohl mir das nicht leicht fällt. Die vielen Kreuze, die dort überall hängen, tun mir gar nicht gut, in meinem geschwächten Zustand.«

»Soll das heißen: Sie geben auf?«

»Ja, ich gebe auf«, sagte der Teufel kleinlaut, und diesmal war es eindeutig eine Träne, die ihm über die Wange kullerte und dort zischend verdampfte. »Ich habe mal wieder den kürzeren gezogen. Wie immer. Das beste wird sein, ich ziehe mich in meine Unterwelt zurück und beschränke mich in Zukunft aufs Kohleschippen für die höllischen Feuer. Zu etwas anderem taue ich ja doch nicht. Ich bin ein Versager, das sehe ich jetzt ein. Ein kompletter Versager.«

Der Papst hätte gerne etwas Tröstendes gesagt, aber er fand nicht die richtigen Worte. In all den vielen Büchern, die er in seinem Leben studiert hatte, war nie der Fall vorgekommen, daß ein Papst den Herrn der Unterwelt hatte trösten müssen.

Der Teufel schniefte. »Jedesmal geht mir das so. Jedesmal trickst er mich aus. Dabei war es diesmal ein so schöner Plan! Ausgerechnet am Weihnachtstag den Papst verführen – das hätte sogar den Seraphim mit ihrer ewigen Singerei und Lobhudelei die Stimme verschlagen. Aber nein, es durfte ja nicht sein. Mir gönnt keiner was. Keiner. Wenn ich nicht unsterblich wäre, würde ich mich am liebsten umbringen.«

»Nehmen Sie es sich nicht so zu Herzen«, sagte der Papst.

»Ich habe kein Herz. Nur einen Eisklumpen, den ich mit meinem heißesten Feuer nicht wegschmelzen kann. Und dabei möchte ich mich doch so gerne ...« Die Stimme des Teufels brach, und das letzte Wort flüsterte er nur noch. »Und dabei möchte ich mich doch so gerne bessern.«

Der Papst horchte auf. »Bessern?«

Der Teufel hob drei Finger zum Schwur. Einen Moment lang sah es so aus, als ob seine Hand überhaupt nur drei Finger hätte. »So wahr ich der Herr der Lüge bin!«

Was sollte der Papst tun? Einerseits war dem Teufel nicht zu trauen. Aber andererseits – durfte ausgerechnet er einen reuigen Sünder abweisen? Durfte er die Chance aufs Spiel setzen, Satan höchstpersönlich auf den steinigen Pfad der Tugend zu geleiten? Durfte er auf eine Bekehrung verzichten, die nicht nur den Lauf der Weltgeschichte verändern, sondern ihm selber einen Ehrenplatz im Heiligenkalender und vielleicht sogar einen eigenen Feiertag sichern würde?

»Mein Sohn ...« setzte der Papst an. Der Teufel räkelte sich unter dem freundlichen Tonfall so wohlig wie ein Schoßhund, der hinter den Ohren gekrault wird. »Mein Sohn, wenn du wirklich den Weg der Besserung gehen willst ...«

»Ich will! Ich will!«

»... dann mußt du deine Absicht nicht mit Worten, sondern mit Taten beweisen.«

»Aber das versuche ich doch schon die ganze Zeit! Ich habe es bloß falsch angefangen. Mea culpa, mea maxima culpa! Aber meine Absicht ist rein.« Er bremste und ließ mit höflicher Geste einer schwarzen Katze, die von links den Weg kreuzte, den Vortritt. »Alles, was ich mir ausgedacht habe, sollte doch nur die Kirche in ihrem Kampf gegen das Böse unterstützen.«

»Mit moralisch verwerflichen Mitteln«, sagte der Papst streng.

Der Teufel zuckte die Achseln. »Meine alte, höllische Natur kommt mir halt immer mal wieder in die Quere. Aber ich hätte da noch einen letzten Vorschlag zu machen, der ohne die geringste Veränderung Ihrer Prinzipien neues Geld in die Kirchenkassen bringen könnte.«

»Geld ist nicht alles.«

»Natürlich nicht. Selbstverständlich nicht. Aber es hilft. Vor allem, wenn man bedenkt, daß der Peterspfennig jedes Jahr weniger Erträge einbringt. Ich habe da einen Computerausdruck ...«

»Nicht nötig«, sagte der Papst schnell. »Ich glaube Ihnen.«

»Sie glauben mir? Oh, welch unverdientes Glück! Welche wahrhaft christliche Güte!«

»Schon gut.« Der Papst war über so viel Dankbarkeit richtig verlegen.

»Dann erlauben Sie mir also auch, daß ich Ihnen meinen bescheidenen Vorschlag unterbreite?«

»Na schön«, sagte der Papst, und schon befanden sie sich nicht mehr im Auto, sondern in einem Sitzungsraum, wo der Teufel gerade eine erste Folie in den Overhead-Projektor schob.

»Wenn wir uns die Statistiken über die vatikanische Finanzstruktur näher betrachten« – er markierte eine Zahl mit Leuchstift –, »dann fällt sofort auf, daß das Spendenaufkommen in den letzten Jahren markant gesunken ist. Bedrohlich gesunken, würde ich sogar sagen. Wie soll die Kirche aber alle ihre so notwendigen und segensreichen Aufgaben erfüllen, wenn ihr ihre Gläubigen nicht die Mittel dazu geben?«

Der Teufel hatte – und der Papst staunte, daß er nicht darüber staunte – wortwörtlich dasselbe gesagt wie Kardinal Marcincus bei der letzten Budgetbesprechung. Aber im Gegensatz zum Kardinal hatte er eine Lösung anzubieten.

»Mit Einzelspenden kommen wir nicht weiter. Der Klingelbeutel ist nur schon rein technisch gesehen passé. Und es ist einer so erhabenen Institution wie der Kirche einfach nicht würdig, Einzahlungsschein für Einzahlungsschein gegen Greenpeace oder Amnesty International anzutreten.«

»Aber wie sollen wir dann ...?«

»Sponsoring«, sagte der Teufel und legte eine neue Folie ein, auf der die Kurve der Einnahmen steil nach oben zeigte. »Früher haben Kaiser und Könige der Kirche ihre Güter vermacht und sind dafür in den Himmel gekommen. Warum sollen das heute Procter & Gamble oder die Volkswagenwerke nicht auch tun dürfen?«

»Und was wollen die dafür haben?«

»Nichts. Überhaupt nichts. Nur erwähnt wollen sie sein. Klein und bescheiden, so wie in alten Zeiten der Stifter eines Altarbildes unter den anbetenden Hirten seine Gesichtszüge verewigen

ließ. Ich habe hier einen Vertrag vorbereitet, in dem das alles im Kleingedruckten festgehalten ist.«

Der Papst dachte nach, und je länger er nachdachte, desto weniger konnte er am Vorschlag des Teufels etwas Böses finden. Wenn große Firmen etwas für ihr korporatives Seelenheil tun wollten, was war dagegen einzuwenden? Und wenn sie, diskret und im Hintergrund, ihren Namen im Zusammenhang mit ihren guten Werken genannt haben wollten, wer konnte etwas dagegen haben?

Und so ergriff er schließlich die Feder, die ihm der Teufel reichte – sie war hinterrücks aus einem Engelsflügel gerupft, aber das sah man ihr nicht an –, schob das Pergament zurecht, das ihm der Teufel hingelegt hatte – ohne zu bemerken, daß es gar kein Pergament war, sondern die Haut des Esels, auf dem der Herr damals nach Jerusalem geritten war – und setzte seinen Namen unter den Vertrag.

Die Hölle brach los.

Hunderttausend kichernde Teufelchen verdunkelten mit ihren Fledermausflügeln den Himmel, hunderttausend sabbernde Dämonen fraßen schmatzend die Sterne vom Firmament, und der Satan höchstpersönlich lachte und lachte und lachte.

Und, siehe, in den Kirchen der Welt verkündeten die Pfarrer hinfort von den Kanzeln: »Die zehn Gebote wurden Ihnen präsentiert durch Krombacher Pils.« In den Kapellen hingen große Schilder über den Altären, auf denen stand: »Viel Erbauung wünscht Ihnen Beate Uhse.« In den Kathedralen sangen die Chorknaben ihre Motetten zur Melodie von »Haribo macht Kinder froh«, und in den Basiliken duftete der Weihrauch nach den Fischstäbchen von Käpt'n Iglu. Jeder Kreuzweg warb für Wanderschuhe, jedes Christophorus-Bild für den Automobil-Club.

Und was noch viel schlimmer war: Im Kleingedruckten, in jenen Details, in denen bekanntlich der Teufel steckt, hatte der Heilige Vater noch ganz anderen Dingen zugestimmt. Aus

›Amen‹ wurde ›Ariel‹, der Fiat in ›Fiat voluntas tua‹ wurde durch einen Opel ersetzt, und statt ›Halleluja‹ rief die Christenheit in Zukunft ›Coca Cola‹.

Der Satan lachte, die Dämonen grinsten, und die kleinen Teufelchen konnten sich gar nicht mehr einkriegen. Die himmlischen Heerscharen aber verhüllten ihr Haupt und weinten gar bitterlich.

Und der Papst? Er hörte eine dumpfe Glocke erklingen, zweifellos jene Glocke, die ihn, gesponsert vom Verband der Raiffeisenbanken, zum jüngsten Gericht rief, jene Glocke, die ihn, mit freundlicher Unterstützung der Arbeitsgemeinschaft deutscher Spielbanken, zur Rechenschaft befahl, jene Glocke, die ihm – »Für das Beste im Mann!« – die ewige Verdammnis ankündigte. Aber als er näher hinhörte, da war es gar keine Glocke mehr, sondern eine Klingel, sein Wecker schrillte und schrillte, und als er die Augen aufschlug, sah er zuerst einen leergegessenen Teller voller Kuchenkrümel, sah dann den Hausaltar mit der fast echten Michelangelo-Madonna, sah die aufgeschlagene alte Bibel auf dem Brüsseler Spitzentuch, sah das Kruzifix und den heiligen Antonius, und dann schlug jemand die schweren Samtvorhänge zurück, und das Sonnenlicht flutete ins Zimmer, und da stand auch Schwester Innocentia, die liebe, gute Schwester Innocentia mit ihrem gütigen Lächeln und ihrem kleinen Schnurrbart, und wie jeden Morgen hielt sie eine duftende Tasse Kaffee bereit, neben der zur Feier des Weihnachtstages ein großes Stück von ihrem unwiderstehlichen Dresdener Christpannetone lag.

Da atmete der Papst tief auf, und mit einem geradezu überirdischen Lächeln sagte er: »Es war alles nur ein Traum! Der Herr sei gesegnet! Halleluja!«

Und Schwester Innocentia lächelte zurück, bekreuzigte sich und antwortete: »Coca Cola!«